

Vortrag von Herrn Spiritual Bender vom 6. Mai 1975

Guten Abend! Ich knüpfe an unser letztes Zusammensein an; wir hatten entdeckt, vieles Reden, unser Viel-Reden, kann ein Zeichen der Flucht vor uns selbst sein; unser Viel-Reden kann ein Signal der Angst sein, unser Viel-Reden soll von uns selbst oft ablenken, soll von dem ablenken, der wir wirklich sind; unser Viel-Reden bringt uns lügend oft falsch zur Geltung, bläht uns auf, läßt uns wichtig und gewichtig erscheinen. Mit unserem vielen Reden versuchen wir den bösen Geist der Schwere zu vertreiben, wie David es mit seinem Gesang vor Saul versuchte. Mit unserem vielen Reden ahmen wir das ängstliche Kind im Wald nach, das laut singt, um die Angst zu vertreiben. Unser vieles Reden sind Trommeln in der Nacht, Blähungen am Tage. Wir reden viel und müßten eigentlich, wie Therese Giese ihre Selbstbiographie überschrieb, sagen: "Ich habe nichts zum Sagen". Kurz, unser Reden ist vielfach eine Form von Selbstverfehlung aus Angst.

In unserem vielen Reden kommt das Mißverhältnis zu uns selbst zum Ausdruck. In unserem vielen Reden verraten wir, daß wir nicht mit uns identisch sind. Angst um unsere Identität, Angst in unserer Nicht-Identität, Angst um uns als Theologen, als Priesteramtskandidaten, als Priester; in dieser Rolle, in dieser Funktion, in diesem Amt; sind wir darin identisch, sind wir das, wollen wir das sein, können wir das sein? Um diese Angst geht es heute abend, die Angst des Theologen die Angst des Priesteramtskandidaten, die Angst des Priesters - als Theologe, als Priesteramtskandidat, als Priester.

Ich brauche das Wort Angst ziemlich undifferenziert und ziemlich ungenau. In dieser ungenauen Weise schließt es ein: Unsicherheit, Hemmungen, Scheu, Schüchternheit, Menschenfurcht, Scham, Überkompensation und so fort.

Alle Menschen haben Angst, alle Menschen haben auch ihre je spezifische Angst; und wir Theologen haben unsere besondere, spezifische Angst. Mir geht es heute abend darum, diese unsere Angst aufzudecken, diese uns eigene Angst zum Vorschein zu bringen, denn die Angst stört unser Leben, die Angst hemmt uns, die Angst bremst uns, die Angst fixiert uns falsch, die Angst macht uns unfrei, die Angst macht uns aggressiv, die Angst macht uns lahm und bänglich. All das vermag die Angst in uns zu tun.

Der Ängstliche, wir Ängstlichen, sind leidende Menschen; wir leiden oft, ohne es zu wissen, an unserer Angst, in unserer Angst. Der

erste Schritt, aus diesem Leiden herauszukommen, ist, sich dem Leiden zu stellen, sich sein eigenes Leiden bewußt zu machen und es nicht zu verdrängen.

"Nicht klagen, genau zusehen." Eine buddhistische Nonne wurde aus ihrem im Landesinnern Japans liegenden Kloster zum Einkauf in die nahe Großstadt geschickt. Sie war vorher nie in einer großen Stadt gewesen. Nach Erledigung ihrer Geschäfte kehrte sie wieder in das Kloster zurück. Bald stellten die anderen Nonnen fest, daß sie sich seltsam benahm. Und wegen ihres akuten Verstörtseins wurde sie ins Bett gesteckt. Das Hauptsymptom war ihr Entsetzen vor den Schlangen, die sie über ihren Leib kriechen sah. Ärzte, Psychologen und Psychiater wurden herbeigeholt, aber sie konnten nichts ausrichten. Schließlich wurde ein Zen-Psychiater, eine Berühmtheit in der großen Stadt, herbeigeholt. Er hielt sich in ihrer Zelle nur fünf Minuten auf. "Was ist mit Ihnen los?" fragte er. "Die Schlangen, die Schlangen kriechen über meinen Leib und erschrecken mich". Sie stieß wohl auch einen Schrei aus, als eine Schlange über sie kroch. Der Psychiater überlegte kurz und sagte dann: "Ich muß Sie jetzt wieder verlassen, aber ich komme wieder in einer Woche und sehe nach Ihnen. In der Zwischenzeit sollten Sie zwei Dinge tun: 1. Klagen Sie bei niemandem mehr, sagen Sie überhaupt nichts mehr von dieser Sache zu irgendjemandem und 2. Beobachten Sie die Schlangen sehr sorgfältig, so daß Sie bei meiner Rückkehr in der Lage sind, ihre Bewegungen mir ganz genau zu beschreiben." Nach 7 Tagen, bei seiner Rückkehr, fand er die Nonne außer Bett bei der Erfüllung ihrer Pflichten".

"Nicht klagen, genau zusehen". Nicht klagen, daß uns die Identität mißrät, sondern genau zusehen, warum sie uns mißrät. Es hat mit der Angst zu tun, die sich einstellt in einem Entscheidungsprozeß; wir sind alle in einem Entscheidungsprozeß und sind solange geängstigt, bis er entschieden ist. Entschiedenheit nimmt von der Angst weg. Aber es ist auch Angst in einem Identifikationsprozeß; diesen Identifikationsprozeß bringen wir nie zu Ende; insofern bleiben wir immer in der Angst. Entscheidungsprozeß und Identifikationsprozeß greifen ineinander über und lassen sich nicht sauberlich trennen.

Womit sollen wir uns identifizieren, worin hält sich unsere Entscheidung? Wir sind, so wie wir hier sind, entschlossen, etwas mit der römisch-katholischen Kirche amtlich und entschieden zu

tun zu haben - in irgendeiner Weise. (Selbst wenn dieses Einmal-zu-tun-Haben auch nur eine ferne Möglichkeit für uns ist). Und jetzt müssen wir uns erst einmal klarmachen, es ist gar nicht so einfach, sich mit dieser römisch-katholischen Kirche - heute - zu identifizieren. Ihr gesellschaftlicher Stellenwert, ihr Status ist in unseren Breiten nicht sonderlich hoch. Ihr bestimmender Einfluß auf das öffentliche Leben ist gering geworden. Es ist wahnsinnig schwer (und heute morgen hat Professor Böckle darauf aufmerksam gemacht), es ist wahnsinnig schwer, heute für unsere römisch-katholische Kirche Sympathiewerbung zu betreiben. Und indem wir versuchen, uns mit dieser Kirche zu identifizieren, nehmen wir unserer Mitwelt gegenüber, unseren Zeitgenossen gegenüber, unseren Freunden gegenüber, unserer Familie gegenüber, oftmals eine Außenseiterposition ein. Wer sich entschließt, sich mit der Kirche zu identifizieren, entschließt sich heute, ob er es weiß oder nicht weiß, nicht für das Herrschende, nicht für das Einflußreiche, nicht für das Strahlende, nicht für das Große. In dieser Anfechtung steht jeder, der sich bewußt, willentlich, verantwortlich in dieser Kirche engagiert. Und in dieser Anfechtung steht noch mehr derjenige, der solches Engagement zu seinem Lebensberuf, zu seinem Lebensprojekt machen will. Der muß sich klarmachen, daß er Brücken abbricht; der muß sich klarmachen, daß er dabei ist, sich hinauskatapultieren zu lassen; er muß sich klarmachen, daß er sich in eine Denk- und Sprachwelt hineingibt, die schwer verständlich ist; er muß sich klarmachen, daß er viele tiefe Bande, viele liebe Verbindungen zerschneidet, Brücken unbegehrbar macht. Ich erlebe das immer wieder, wenn jemand, der mit Theologie, mit Christentum, nicht soviel zu tun hat wie wir, zufällig an einem unserer Tische sitzt, mir hinterher sagt, er verstände uns nicht, er wisse gar nicht, was uns bewegt. Es gehört nicht viel Klugheit dazu zu sagen, daß sich das Geschehen der Synode (soviel Bedeutung es möglicherweise für den Binnenraum der Kirche hat), am Leben unseres Staates, am Leben unseres Volkes, am Leben unserer Gesellschaft, vorbeivollzieht. Nicht zuletzt merken wir das ja an uns selbst, wie gering der Widerhall, der Reflex in unserem eigenen Herzen und in unserem eigenen Kopf ist. Kirche ist draußen. Nicht die anderen sind draußen, wir sind draußen. Und jeder will gern nach Ägypten zurück, zu den Fleischtöpfen - alte Lehre aus Exodus.

In dieser Kirche wollen Sie, will ich, eine bestimmte Stellung,

ein bestimmtes Amt, eine bestimmte Tätigkeit, eine bestimmte Funktion; dadurch mache ich mir diese kirchliche Außenseiterposition existentiell zueigen, ich werde selbst zum Außenseiter; und wer will schon gerne zum Außenseiter werden. Auch wenn wir uns das manchmal verdrängen, wir sind hier dabei, schicksalhaft Außenseiter zu werden. Dagen wehrt sich jeder, das will keiner; das zerreißt uns dann, das bringt uns durcheinander, das ängstigt uns, weil uns das an das Leben geht.

Wir bringen diese unsere anfangende Außenseiterexistenz hier in diesem Milieu Collegium Leoninum zu, und hier sein und sich mit dem Hiersein zu identifizieren, ängstet uns noch einmal, kostet uns noch einmal mehr. Denn hier fällt in irgendeiner Weise auf, daß Du Theologe bist, hier wirst Du in irgendeiner Weise von denen, die Dich hineingehen sehen, und von denen, die Du hier drin triffst, auf Dein Theologe-Sein, auf Dein Priesteramtskandidat-Sein, auf Dein Priester-Sein angesprochen, obwohl Du es nur teilweise und noch nicht ganz bist. Das Drittschlimmste, das man einem Theologen antun kann, ist, ihm zu sagen, er sähe aus wie ein Theologe. Ich meine, daran wird uns eigentlich klar, wie schwer wir uns mit uns selbst, und zwar nicht individuell, sondern mit dieser Rolle, Priesteramtskandidat zu sein, Theologe zu sein, identifizieren können.

Diese verquere, schwer mögliche Selbstidentifikation verschlimmert sich dann, wenn viele in dieser bruchstückhaften Bemühung stecken; das haben auch schon unsere Vor-vor-vor-vorgänger gewußt, die haben immer gerne gesagt, "Die Theologen sind wie der Mist: zuhauf stinken sie zum Himmel, einzeln befruchten sie das Land", das klingt blöde und wahr, und ist auch blöde und wahr; und vieles, was uns so ärgert, und vieles, was uns in unserem Bemühen, miteinander auszukommen und beieinander zu bleiben hindert, hängt damit zusammen, daß jeder mit sich selbst nicht fertig wird, daß wir in uns selbst nicht zurande kommen (erinnern sie sich an den ersten Vortrag: Projektionen gleich Protektionen). Und dann ist man wütend auf die anderen, und dann mault man auf alle. Dazu kommt jetzt weiter, und ich möchte das ganz deutlich hier aussprechen, weil das ja dem Eindruck einer Mehrheit von Ihnen entspricht, daß das Image des Collegium Leoninum unter mancher Rücksicht nicht sonderlich gut ist. Es gibt Leute, die sagen, das Leoninum sei der Blinddarm der Diözese, es gibt Leute, die sagen, das Leoninum sei der Klumpfuß der Diözese, und es gibt Leute, die sagen, das Leoninum sei der Buckel der Diözese. Es gibt Leute, die sagen - und die kommen

jetzt aus der anderen Richtung - das sei die Priesterfabrik, das sei geistliches Manipulationsunternehmen GmbH. Und ich meine, es fällt doch jedem schwer, sich mit einem so oder so negativ gekennzeichneten Verein, mit einem so oder so negativ gekennzeichneten Institut zu identifizieren. Leoniner sein ist schon so oder so ein schweres Schicksal, und gelobt sind die Schultern, die das tragen können. Aber das muß man sein wollen. Doch lieber wäre ja jeder von uns hier in einen elitären Verein gekommen; lieber würde ja jeder von uns stolz auf seine Kameraden, stolz auf seine Kollegen sein; lieber würde jeder von uns hier am Renomee eines Trappistenklosters oder am Renomee des Rotary Club partizipieren. Jedenfalls bloß so zu sein, wie wir sind, so wenig bedeutungsvoll, bloß zu sein, ist uns nicht genug. Dabei vergessen wir dann, daß dieses Problem ganz ganz alt ist, daß man sagen muß nach dem Jesus-Wort: "Ich bin nicht gekommen, die Gesunden zu rufen, sondern die Kranken, nicht die Gerechten, sondern die Sünder," schreibt Paulus im 1. Korintherbrief: "Seht euch doch einmal eure Berufung an, liebe Brüder: da sind nicht viele Weise unter euch, nicht viele einflußreiche Personen, nicht viele Hochgeborenen, nein, was der Welt nichts gilt, das hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen. Und was der Welt als niedrig und verächtlich gilt, das hat Gott erwählt; ja, das was die Welt für nichts erachtet, das hat Gott erwählt, um das, was geachtet wird, zu beschämen. - In jedem von uns steckt aber doch soviel Welt, daß wir uns selbst ablehnen, daß wir selbst diese schwachen, erbärmlichen Nichtskönner nicht sein wollen. Und wenn wir uns mit uns als gerufene Theologen, wenn wir uns mit uns als gerufene Priesteramtskandidaten, wenn wir uns mit uns als gerufene Priester identifizieren wollen, dann müssen wir uns so mit uns identifizieren; als solche, die schwach sind; als solche, die nichts gelten; als solche, die nicht das können, was sie sollten und was sie liebend gerne wollten. Und das geht noch weiter. Darunter, daß wir so sind, darunter leiden und seufzen wir; darunter, daß wir so sind, macht uns Angst und Verdruß in uns selbst und miteinander. Dabei ist das, daß wir so sind, Voraussetzung dafür, daß wir überhaupt einmal die werden können, die gebraucht werden. Wer einmal helfen will, muß selbst erst ein Hilfsbedürftiger gewesen sein; wer einmal tragen will, muß selbst erst einmal getragen worden sein; wer sich einmal als vertrauenswürdig erweisen will, muß selbst einmal bis zum Äußersten vertraut haben. Insofern haben wir die ganzen Krankheiten, für die wir später einmal da sein

werden, den ganzen Unrat, die ganze Trostlosigkeit und die ganze Traurigkeit der Welt an unserem eigenen Leib. Und das ängstet uns. Aber wir müssen das am eigenen Leib haben, damit wir verständig werden für die, die uns brauchen. Wir müssen das am eigenen Leib haben, damit wir in die Lage versetzt werden, uns dem anderen zuzuwenden. Es muß uns zum eigenen Bedürfnis werden, helfen zu können, sonst geht es gar nicht. Das ist eine ganz verrückte Sache. Hillmann ("Die Begegnung mit sich selbst, Psychologie und Religion.") formuliert das so: "Meine Bedürfnisse sind ständig wirksam. Ich könnte diese Arbeit nicht leisten, hätte ich nicht das Bedürfnis, sie zu vollbringen, aber meine Bedürfnisse sind nicht nur die meinen, in einer tieferen Schicht gehören sie zu einer Situation, die sie reflektieren, von der sie sprechen und die ebenso mit den Bedürfnissen des anderen übereinstimmt. Ebenso wie der Mensch, der zu mir kommt, meiner Hilfe bedarf, bedarf ich seiner, um meine Fähigkeit zu helfen zum Ausdruck zu bringen. Der Helfer und der Bedürftige, der Sozialhelfer und der soziale Fall, der Verlorene und der Gefundene gehören immer zusammen. "Der Findende ist ohne den Verlorenen ein Nichts, und du wirst erst zum Findenden, wenn du vorerst gefunden worden bist." Nun sind wir aber dazu erzogen worden, unsere Bedürfnisse abzuleugnen. Der Idealmensch beweist sein "starkes Ich" in der Unabhängigkeit. Bedürftig sein heißt abhängig sein, schwach sein; Bedürfen bedeutet Unterwerfung unter einen anderen. Dagegen wehren wir uns jedoch; denn in unserer bewußten Sphäre wollen wir die Starken, die Kräftigen, die Ausgezeichneten sein. Doch von unten her, weil das ja nicht wahr ist, drängt das Schwache, das Ohnmächtige, das außer Rand und Band Geratene, das Unbetreute, das Unausgegorene hoch und bedrängt uns. Unsere Not besteht darin, daß wir zerrissen sind zwischen dem was wir wollen und dem, was wir nicht können; unsere Not besteht darin, daß wir geängstigt sind, das, was wir wollen, für allein verbindlich zu halten, und das, was wir nicht können, zu verdrängen; unsere Not besteht darin, nicht die sein zu wollen, die wir jetzt erst sind; wir wollen jetzt schon immer die sein, die wir sein sollen; unsere Not besteht darin, jetzt keine Sünder sein zu wollen; unsere Not besteht darin, jetzt nicht willens zu sein, uns mit der Kirche als mit der Kirche der Sünder zu identifizieren; unsere Not besteht darin, nicht willens zu sein, uns mit den Kollegen als den sündigen, bedürftigen und schwachen Kollegen zu identifizieren; unsere Not besteht darin, das vielleicht nicht aushalten zu können, und das ängstet uns.

Es mag sein, daß der eine oder andere sich darin überhaupt nicht wiederkennt. Dann sollte er einfach sagen, selbst wenn ich das nicht bin, glaube ich, das andere so sind, und dann habe ich mich so den anderen zuzuwenden, dann habe ich deren Angst und deren Bedürftigkeit und deren Not zu respektieren, dann darf ich Ihnen nicht vorwerfen, daß sie so sind, wie sie sind. Ich komme auf den Anfang zurück: Wir alle haben Angst, alle Menschen haben Angst, die theologische Angst ist eine spezifische Angst. Am nächsten Dienstag werde ich weiter ausführen, worin die Spezifika liegen. Für heute abend möchte ich an einen Satz aus dem ersten Vortrag von Herrn Arens erinnern, den er hier gehalten hat. In diesem Vortrag hieß es ungefähr so, daß wir alle Angst haben, aber daß keiner dem anderen seine Ängste vorwerfen soll. Und wenn ich von Herrn Arens einen Sprung machen darf (und jetzt muß ich sagen zu unserem Herrn Jesus), dann sollte dieser Sprung so aussehen, daß jeder von uns sich von Jesus sagen läßt: Hier habt ihr Angst. - Und jemand, der das nicht wahrnimmt, nimmt ein Wort Jesu nicht wahr. Hier habt ihr Angst in der Welt und es gibt keinen anderen Trost für euch als daran zu denken, daß ich (ich Jesus) die Welt überwunden habe.

Das heißt, die Erfahrung unserer Angst bringt uns an Jesus heran, und wenn wir das heute abend konkretisieren sollen, sollte jeder von uns sich ausdenken, wovor hast du eigentlich Angst, und davon einmal eine Liste machen: Personen, Institutionen, Aufgaben, befürchtete Veränderungen, unrealistische Hoffnungen, all das zusammenschreiben, was diesen oder jenen von uns ängstet, hemmt, damit wir in der Angsterfahrung dazu kommen, wahrer zu werden und in der Wahrheit freier werden, weil die Wahrheit uns an den bringt, der uns frei macht, weil er sagt: Seid getrost! Seid getrost nur deswegen, weil es mich gibt, nicht weil es so ist wie es ist; seid getrost, weil ich diese Welt durchschritten, durchgegangen, durchstoßen, überwunden und damit aufgehoben habe. Alle Wahrheit auch und gerade die Wahrheit unserer Angst muß uns an Jesus bringen.